

Ortskirchliche Entwicklungen in der Weltkirche

Ein internationales Symposium in Brügge

„Die universale Kirche nimmt in den Teilkirchen konkrete Gestalt an, die ihrerseits aus einer bestimmten Menschengruppe bestehen, die eine bestimmte Sprache sprechen, einem kulturellen Erbe verbunden sind, einer Weltanschauung, einer geschichtlichen Vergangenheit und einer bestimmten Ausformung des Menschlichen (...) Die rechtmäßige Berücksichtigung der Teilkirchen kann für die Kirche nur Reichtum bedeuten. Sie ist daher unerlässlich und dringlich. Sie entspricht den tiefsten Wünschen der Völker und menschlichen Gemeinschaften, die immer mehr ihre Eigengestalt finden möchten. Diese Bereicherung setzt aber voraus, daß die Teilkirchen ihr tiefes Offensein für die universale Kirche beachten.“

Versuch eines weltweiten Erfahrungsaustauschs

Diese Sätze Pauls VI. aus seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii nuntiandi“ (62, 63, 64) umreißen die Intention und Motivation für das internationale Symposium „Ecclesia localis“, zu dem Experten aus allen Kontinenten im Kloster St. Trudo bei Brügge/Belgien zusammengekommen waren. Das einwöchige Treffen vom 2. bis 8. Juni kam maßgeblich durch die Initiative von *Christiane Bruselmann*, Professorin für Gemeindekatechese an der Katholischen Universität Löwen zustande.

Ziel des Symposiums war es, Fragen, Probleme ortskirchlicher Entwicklungen in der Gesamtkirche darzustellen und zu diskutieren. Praktisch war das Symposium ein Erfahrungsaustausch zwischen den mehr als vierzig Bischöfen, Priestern, Pfarrern, Ordensleuten und Laien, die in der pastoralen Praxis mit den Problemen der traditionellen Pfarrstruktur konfrontiert sind. Exegetische und kirchenhistorische Vorträge der Professoren *Giuseppe Alberigo* (Bologna), *Raymond Collins* (Löwen), *Enrique Dussel* (Mexiko-City), *James Fowler* (Atlanta/USA) und *Albert Houssiau* (Löwen) ergänzten den praktischen Erfahrungsaustausch. Pastorale Probleme und Erfahrungen in den verschiedenen Ortskirchen wurden vor dem Hintergrund neutestamentlicher Aussagen und der katholischen wie der protestantischen Tradition kritisch analysiert.

Trotz methodischer Mängel, die das systematische Arbeiten und eine intensive Auswertung der Befunde in den fünf interkontinental besetzten Kleingruppen zeitweise erschwerten, wurden die überall *gemeinsamen pastoralen und ekklesiologischen Probleme* deutlich. Zu diesen Problemen gehörte beispielsweise die mangelnde Gleichberechtigung der Frau in der Kirche. Geklagt wurde über die Unzulänglichkeit der traditionellen Gemeindemodelle. Die Aufteilung der Dienste und Ämter von Priestern und

Laien, so hieß es in verschiedenen Beiträgen, müsse überdacht werden. In den unterschiedlichen Ortskirchen sollten neue liturgische und kulturspezifische Symbole entdeckt werden.

Die Basisgemeinschaften als neues Element

Im Mittelpunkt des Symposiums standen jedoch die *unterschiedlichen Formen kirchlicher Basisgemeinschaften*, die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil besonders in den Ortskirchen der sogenannten Dritten Welt entstehen. *Francisco Claver SJ*, emeritierter Bischof der Diözese Malaybalay im Süden der Philippinen, zeigte in seinem Eröffnungsreferat auf, welche Herausforderungen sich der Kirche diesbezüglich stellen. Er bezog sich auf die philippinische Ortskirche, die abgesehen von ihren speziellen Problemen auch ein Spiegelbild anderer Teilkirchen sein könne.

Obwohl heute eine zahlenmäßige Dominanz der einheimischen Kleriker und Ordensleute und ein spektakulärer Wechsel in der Hierarchie der Kirchen in der südlichen Hemisphäre zu verzeichnen sei, bedeute dies keineswegs schon automatisch das Einheimischwerden von Kirche. Aber die grundsätzliche Einsicht, daß jede Ortskirche von Einheimischen geleitet werden müsse, hätte, so Claver, der jetzt am East Asian Pastoral Institute in Manila forscht und lehrt, bedeutsame Auswirkungen auf das Verständnis bzw. die Vorstellung von der Ortskirche gehabt. Das Kirchenverständnis eines jeden kirchlichen Mitarbeiters – vom Bischof über den Priester bis zum Laien im Gemeindedienst – gebe Aufschluß darüber, wie man sich in der Praxis den drängenden kirchlichen und gesellschaftlichen Problemen nähere und wie man sie zu lösen versuche.

Claver stützte seine Ausführungen auf das Ergebnis einer Untersuchung der pastoralen Prioritäten und Programme von 53 philippinischen Bistümern aus dem Jahre 1984. Sie war von der dortigen Bischofskonferenz zur Vorbereitung eines nationalen Pastoralplans in Auftrag gegeben worden. Nach dieser Erhebung lassen sich die derzeit dominanten ekklesialen Modelle in den verschiedenen Bistümern des Landes – 80 Prozent der philippinischen Diözesen hatten sich der Umfrage gestellt – in fünf Kategorien aufteilen:

Das erste Modell ist geprägt von der traditionellen Organisation der Pfarrei, es gilt die „klassische“ Aufteilung von Diensten und Ämtern, und das religiöse Leben ist auf die privat-persönliche Frömmigkeit ausgerichtet. Dieses Kirchenmodell herrscht heute noch in zehn Diözesen vor; in fünf Jahren, so die Prognose, werde es lediglich noch

zwei Bistümer geben, in denen dieser Typus noch Geltung hat.

Beim zweiten Modell sind bereits Anfänge von „kirchlichen Basisgemeinschaften“ zu erkennen, die sich aber im wesentlichen als liturgische Gemeinschaften verstehen. Es werden mehr Laienführungskräfte eingesetzt. Gebet und Spiritualität werden gemeinschaftlicher.

Beim dritten Modell bilden sich „kirchliche Basisgemeinschaften“ wie beim zweiten, diese sind aber stärker auf das säkulare Umfeld geöffnet. Der Dienst an der Gesamtbevölkerung erhält mehr Gewicht.

Das vierte Modell: die „kirchlichen Basisgemeinschaften“ übernehmen deutlich erkennbar eine stärker auf die Öffentlichkeit und die öffentliche Moral bezogene „prophetische“ Rolle.

Das fünfte Modell: für dieses sind die kirchlichen Basisgemeinschaften bestimmend. Diese bemühen sich auf „prophetisches“ Handeln, sind aber zugleich einbezogen in die verschiedenen Dienste und Ämter und die Ausbildungsprogramme der örtlichen Kirche.

Bischof Claver warnte angesichts dieser Entwicklung vor Extremen; eine gegenüber allen weltlichen Dingen mißtrauische, spiritualistische und leibfeindliche Kirche sei ebenso abzulehnen wie eine sozialpolitisch engagierte Kirche, in der das transzendente Element ganz dem politischen untergeordnet wurde. Die Überbewertung des einen oder anderen Kirchenmodells, ohne jegliche Einsicht in die Spezifika anderer Modelle, führe zu einer Karikatur von Kirche.

Trotz örtlicher Unterschiede habe innerhalb der gesamten philippinischen Kirche der Aufbau kirchlicher Basisgemeinschaften gegenwärtig Priorität. Die intensivere Mitbeteiligung der Laien sei allgemein akzeptiert. Nach Claver kann nur eine *Kirche der Mitbeteiligung auf allen Ebenen* – angefangen bei den Basisgemeinschaften über die Pfarrgemeinde und Diözese bis zum gesamten Land – auch tatsächlich eine *wirklich einheimische* werden: eine lokale Kirche mit einem bestimmten Volk, einer bestimmten Kultur und Geschichte und einer je besonderen Lebens- und Glaubenserfahrung. Die stärkere Mitbeteiligung der Laien in den kirchlichen Basisgemeinschaften ist nach der Überzeugung des philippinischen Bischofs somit der eigentliche *Schlüssel für eine authentische Inkulturation* des christlichen Glaubens.

Die Entwicklung im und nach dem Konzil

Jan Kerkhofs SJ, Professor für Pastoraltheologie an der Katholischen Universität Löwen und Mitkoordinator des Symposiums, kam in seinem Überblick über „Die Ortskirche vom Zweiten Vatikanum bis zur Gegenwart unter spezieller Berücksichtigung der Entwicklung in der Dritten Welt“ zu dem Ergebnis, das Interesse an der *Pfarrei* und den damit verbundenen pastoralen Aktivitäten sei im Laufe des Konzils zusehend geschrumpft. Dies sei geschehen, obwohl Johannes XXIII. noch im August 1962 dieses Thema mit Vorrang behandelt wissen wollte. Praktisch aber habe das II. Vatikanum die Pfarrei nicht behan-

delt. Lediglich das Bischofsdekret „Christus dominus“ erwähne sie in einigen Sätzen. Zwar rückten durch das Konzil stärker die „Communio“ der Gläubigen (gegenüber der Rolle des Gemeindepfarrers) ins Zentrum. Aber es blieben zugleich große terminologische Unklarheiten: Begriffe wie „*ecclesia localis*“ oder „*ecclesia particularis*“ zum Beispiel ließen jede Eindeutigkeit vermissen. Aber trotz alledem: die hierarchische und zentralistische Ekklesiologie werde auf dem Zweiten Vatikanum korrigiert durch eine neue Vision von „Gemeinschaft“ als „Kirche Gottes“, als „das von Gott gerufene neue Volk“ (vgl. „Lumen gentium“ 26 u. 28).

Der Begriff „*Basisgemeinde*“ taucht noch an keiner Stelle der Konzilsdekrete auf. Erst während der Bischofssynode von 1974 wurde von vielen Bischofskonferenzen die wachsende Rolle der christlichen Basisgemeinschaften als ein „Zeichen der Zeit“ hervorgehoben. Paul VI. wies in „*Evangellii nuntiandi*“ (Nr. 58) den christlichen Basisgemeinschaften ihren Ort „innerhalb der Kirche“ zu. Sie sollten „zum Wachstum der Kirche beitragen“. Der neue CIC von 1983 gebrauchte nirgends den Terminus „*ecclesia localis*“; mit „*ecclesia particularis*“ werde lediglich die Diözese oder ähnliche Strukturen bezeichnet und der Begriff „*certa communitas*“ werde auf die Pfarrei bezogen. Weil nicht alle Pfarrgemeinden automatisch territorial sein müßten (vgl. CIC 518), eröffneten sich nach dem neuen Codex dennoch neue Perspektiven für die Basisgemeinschaften, obwohl sie wiederum nicht ausdrücklich genannt würden.

Nach dem Zweiten Vatikanum seien besonders in den afro-asiatischen und lateinamerikanischen Kirchen zehntausende von kirchlichen Basisgemeinschaften unterschiedlichster Art entstanden. Nach Einschätzung von Kerkhofs wird jede zukünftige Ekklesiologie diese neue Entwicklung berücksichtigen müssen. Drei wesentliche Punkte erklären nach ihm die rasante Entwicklung der Basisgemeinschaften: 1. Die Sehnsucht nach authentischen menschlichen und christlichen Gemeinschaften „ohne jeglichen Dualismus“; 2. Die tiefere Einsicht in das allgemeine Priestertum der Laien; 3. Der Wille zu maximaler Selbstversorgung, Selbstverwaltung und Selbstausbildung.

Laien müssen Glaube und Leben versöhnen

Falls jemals ein Drittes Vatikanisches Konzil stattfände, so Jan Kerkhofs, müßte es sich in erster Linie nicht mit den Vielschichtigkeiten kirchlicher Machtstrukturen beschäftigen, sondern vielmehr mit der Frage, wie man lebendige Ortskirchen aufbauen könne, die als wirkliche Gemeinschaften in der Nachfolge Jesu in einer säkularisierten Gesellschaft Zeugnis ablegen.

Anselme Titianma Sanon, Bischof der Diözese Bobo-Dioulasso in Burkina Faso (Obervolta), beschrieb in seinem Referat die Kirche seines Landes. Sie besteht erst seit 84 Jahren. Die Katechisten waren in ihr ein tragendes

Element beim Aufbau christlicher Gemeinschaften. Deshalb sei es nicht verwunderlich, daß anstelle des ständigen Diakonats in der hierarchischen Struktur dieser Ortskirche die Katechisten hinter dem Bischofs- und Priesteramt folgten.

Heute werde von allen die Schulung von pastoralen Mitarbeitern, Laien und Gemeinschaften auf den verschiedenen Ebenen seines Bistums als besonders wichtig angesehen. Der Bischof verglich diese Aufbauarbeit mit einem schwingenden Pendel: von der Evangelisation zur Entwicklung, vom Wort zum Brot, von der Vertiefung des Glaubens zur tieferen Einsicht in die Kultur, von der Bemühung um Berufungen zum Mühen um Wasser, vom Aufbau der Kirche zum Kirche-sein.

Er hoffe darauf, daß so insbesondere die Laien, auf denen die Kirche von morgen aufbauen müsse, in der Lage seien, eine Aussöhnung zwischen Glaube und Leben, zwischen Glaube und Kultur der kirchlichen Gemeinschaften zu schaffen.

Zu einem Leitmotiv sei in der Kirche von Burkina Faso die Option für eine „Familien-Kirche“ geworden. Sie werde trinitarisch begründet und sei getragen von den Werten des Zusammenlebens in der afrikanischen Familie. Wie in einer Familie müsse konsequenterweise *jeder* eine bestimmte Stellung und Rolle einnehmen. Bischof Sanon nannte sieben Kriterien, die für das Leben der kirchlichen Gemeinschaften in seinem Land wesentlich seien: das gemeinsame Gebet, das Hören auf das Wort Gottes, die sonntägliche Zusammenkunft und Eucharistiefeier, die Akzeptierung der unterschiedlichen Rollen, Funktionen und Dienste innerhalb der Gemeinschaften, die Übernahme von Verantwortung für die materielle Organisation, die Entwicklung eines missionarischen Bewußtseins, die verantwortungsbewußte und wechselseitige Teilnahme an den gemeinsamen Aktivitäten der Gemeinschaft.

Ein Vorstoß Kardinal Humes

Gegen Ende des Symposiums zeichnete *Basil Kardinal Hume* (Westminster) eine „Vision der zukünftigen Ortskirche“, die – trotz aller unterschiedlichen pastoralen Realitäten in den verschiedenen Kontinenten – die Einheit der Universalkirche respektieren müsse. Neuere ekklesiologische Entwicklungen, so der Präsident des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen in Anspielung auf Erfahrungen besonders in Lateinamerika und Afrika, die das Denken über die Ortskirche bereichern könnten, sollten empfänglich sein für die theologische Tradition und das sakramentale System der Kirche respektieren. Auch wenn man in Europa keinerlei Erfahrungen mit christlichen Basisgemeinschaften nach lateinamerikanischem oder afrikanischem Muster vorweisen könne, müßten doch die vielen kleinen Gruppen in ihrer Rolle als Basiszellen inmitten der Gemeinde ermutigt werden. Eine Alternative zur Pfarrgemeinde als sichtbarem Zeichen der

Universalkirche könnten solche Gruppen aber nicht sein. In der *Pfarrgemeinde*, die Kardinal Hume als missionierende und evangelisierende Kirche vor Ort bezeichnete, sollten die Gläubigen all das finden, was sie zum ganzheitlichen Heil benötigen. Die traditionelle Territorialgemeinde, in der wegen ihrer Größe und der unterschiedlichen sozialen Schicht kaum enge zwischenmenschliche Beziehungen entstehen, könne wieder lebendig werden, wenn sie organisiert werde als eine Gemeinschaft von Gemeinschaften.

Kardinal Hume warnte vor einer *Klerikalisierung der Laien*. Es sei falsch, sie angesichts des Priestermangels zu einer dienenden Kraft zu machen, um kirchliche Strukturen und Institutionen zu erhalten. Hume sagte, er kenne die Spannungen und Frustrationen in der Frage der Mitverantwortung von Laien in der Kirche. Von Laien werde erwartet, ihre spezifische Berufung in der säkularen Welt wahrzunehmen, entsprechende Mitverantwortung werde ihnen demgegenüber aber oft in der eigenen Pfarrei verwehrt. Auftrag und Dienst der Laien könnten nicht vom Priestermangel her beurteilt werden. Ausgangspunkt jeder Überlegung über deren Rolle in der Kirche sollten Taufe und Firmung sein. Trotzdem sei, so der Kardinal, die Kirche schon vielerorts an einem Punkt angelangt, wo es notwendig werden kann, daß Bischöfe *geeignete verheiratete Männer* aus den Pfarrgemeinden auswählen und sie zu Priestern weihen. Er schätze den Zölibat sehr, aber die Ordination verheirateter Männer werde in einigen Teilen der Welt zur einzigen Möglichkeit, den Menschen den Zugang zu den Sakramenten offen zu halten.

Nur ein Anfang

Das Symposium in Brügge war, abgesehen von der Synode 1974, die erste Gelegenheit für Experten und Seelsorger aus aller Welt, die zahlreichen Fragen und Lösungsansätze, die mit dem Problemfeld Ortskirche verbunden sind, zu erörtern. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, mit welchen Spannungen und sogar Ängsten die gegenwärtige theologische Diskussion um die Stellung der Laien und kirchlichen Basisgemeinschaften beobachtet wird. Mit Blick auf die Bischofssynode 1987 über die Rolle der Laien wurde befürchtet, die von den Teilnehmern positiv bewerteten Initiativen der Ortskirchen, speziell in der Dritten Welt, könnten nicht genügend Eingang in die theologische Diskussion finden bzw. abgewertet werden.

Der Verlauf des Symposiums wurde leider beeinträchtigt durch die von den Veranstaltern bevorzugte gruppenspezifische Methode, die oft die eingehende und tiefgreifende Behandlung und Aufarbeitung der wertvollen Impulse, die durch die Vorträge gegeben wurden, verhinderte. Thematisch konnte das Symposium nur ein Anfang sein. Weitere Tagungen mit ähnlich internationaler Besetzung, aber gründlicherer Diskussion werden folgen müssen.

Hans-Peter Hecking